

Zeitschrift: Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft
Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft
Band: 12 (1870-1871)

Nachruf: Dr. H. U. Moosherr
Autor: Rheiner, H.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

X.

Nekrologe.

A.

Dr. H. U. Moosherr.

Aufgefordert vom Präsidium der naturwissenschaftlichen Gesellschaft, über unser im Herbst 1870 verblichesenes Vereinsmitglied, Dr. Moosherr, einige biographische Notizen in diesen Blättern niederzulegen, unterzieht sich Referent um so williger dieser Aufgabe, als er mit Grund hoffen darf, hiefür auch jetzt noch einen dankbaren Leserkreis zu finden. Lag es auch nicht in der Lebensrichtung des Verstorbenen, auf speziell naturwissenschaftlichem Gebiete sich hervorragend zu bethätigen, so hat derselbe doch als Arzt, Amtsmann und wissenschaftlich gebildeter Bürger der ihm beschiedenen Lebensaufgabe mit so viel Hingebung obgelegen, dass ein nachträgliches Wort der Erinnerung in diesem, dem ärztlichen Stande und seinen Bestrebungen von jeher so liberal geöffneten Organe sicherlich gerechtfertigt erscheint. Nebst seinen eigenen Reminiszenzen verdankt Ref. das hiefür benöthigte Material dem zum Verewigten von Anbeginn ihrer beidseitigen akademischen Studien in enger freundschaftlicher Beziehung gestandenen Kollegen, Herrn Dr. K. Wegelin, sowie namentlich auch der durch dessen allzufrühen Hinschied so schwer betroffenen Wittwe des Verstorbenen.

Hermann Ulrich Moosherr, geboren in St. Gallen den 12. Oktober 1830, als zweitjüngstes von 8 Geschwistern, verlor seinen Vater, den in angesehener kaufmännischer Stellung gestandenen Herrn Oberstlieutenant Joh. Moosherr sel., schon in seinem 6., die treubesorgte Mutter im 16. Lebensjahre. Er war somit schon in jugendlichem Alter verwaist, vermöge treuer Obsorge älterer Geschwister und sehr günstiger ökonomischer Verhältnisse aber gleichwohl in der Lage, einer vorzüglichen Erziehung und Schulbildung theilhaftig zu werden.

Im Frühjahr 1848 zur Vollendung seiner *Gymnasialstudien* nach Neuenburg versetzt, fand er daselbst im Hause des allhier noch in geschätztem Andenken stehenden, vor mehreren Jahren aber gleichfalls schon verstorbenen Präzeptor Friedrich Lutz eine für Aneignung französischer Sprachkenntniss und geistige Entwicklung im Allgemeinen vorzüglich geeignete Versorgung, zugleich aber auch eine für ihn ganz neue fremdartige Umgebung. All das mag nicht wenig dazu beigetragen haben, dass der Verewigte schon früh eine seltene Reife des Charakters und jene unabhängige Haltung im Denken und Handeln erlangte, welche ihn auch als Mann stetsfort ausgezeichnet hat. Schon von Anbeginn seiner Ende 1850 in Zürich angetretenen *medizinischen Studien* galt er denn auch für besonders rangirt und fleissig. Da es nicht in seinem Wesen lag, sei's in Bezug auf politische Gesinnungsäusserung, sei's in rein studentisch geselliger Beziehung, sich durch Programme und Satzungen beengen zu lassen, schloss er sich keiner spezifischen Studentenverbindung als Mitglied an. Er gehörte somit, um mich eines paradox klingenden Studentenausdruckes zu bedienen, zu den sogenannten „Wilden“. Diesen „Wilden“ zeichnete nun aber, wie sein Freund Dr. Wegelin von ihm aussagt, gerade die Zahmheit und Feinheit seiner Sitten aus, wesswegen er anfänglich von vielen seiner Studiengenossen etwas burschikos über die Achsel angesehen wurde, bis er im fortge-

setzten Umgange mit seinen Commilitonen durch sein offenes, grundsätzliches und männliches Wesen ungerechte Vorurtheile gegen seine Person zu zerstreuen und dafür immer allgemeiner deren volle Achtung und Zuneigung sich zu erwerben wusste, so dass er nachgehends zu einem sehr gerne gesehenen Gaste in den verschiedensten studentischen Zirkeln wurde. Hervorstechende Züge seines Charakters waren überdies schon damals ein sehr ausgebildeter Sinn für Ordnung, Exaktheit und Wahrheitsliebe, verbunden namentlich auch mit Strenge gegen sich selbst. Diese hiess ihn Alles niederschreiben, was er als Student erlebte. Er legte sich Rechenschaft ab über all sein Thun und seine Stimmungen. Bezeichnend für ihn ist denn auch der in seinem Tagebuch niedergelegte und seinem eigensten Denken entsprossene Spruch: „Der Mensch, der Alles, was er thut, aufschreiben darf, muss ein moralischer Mensch sein.“

Unter andern Collegien besuchte Moosherr mit besonderer Vorliebe die praktisch-mikroskopischen Uebungen in der Gewebelehre, so wie auch die vergleichend-anatomischen Präparirübungen bei Prof. Frey. Seine feine, sichere und geschickte Hand zog ihm nie den Unwillen des Lehrers über zerbrochene Deckgläschen oder unvorsichtig zerrissene Nervenstränge von Krebsen und ähnlichen subtilen Geschöpfen zu, wie dies Andern hie und da zu passiren pflegte.

In freien Mussestunden verschmähte er übrigens keineswegs die Pflege der Geselligkeit und anderer für Körper und Geist wohlthätiger Zerstreungen. So war er ein fleissiger und zugleich geschickter Turner, ein eifriges Mitglied des Studentengesangsvereins, so wie ein durch seine gewandten und gefälligen Umgangsformen besonders befähigtes Mitglied des Comités für die akademischen Bälle und der Gesellschaft „Erheiterung“.

Im Frühjahr 1853 nach Würzburg übergesiedelt, wo er besonders aufmerksam dem Studium der Geburtshülfe oblag,

promovirte er daselbst im Herbste des darauf folgenden Jahres, kehrte hierauf neuerdings für einige Zeit nach dem ihm lieb gewordenen Zürich zurück und begab sich schliesslich, nachdem er zu Ende 1855 das kantonale Staatsexamen in St. Gallen zur vollen Zufriedenheit der Prüfungsbehörde abgelegt hatte, in Gesellschaft mehrerer Studienfreunde noch auf *Reisen*. Wien, Prag, Berlin und Paris bildeten die Haltepunkte einer einjährigen Abwesenheit, während welcher ihm reichlich vergönnt war, in den grossartigen Spitälern jener Hauptstädte reiche Kenntnisse und Erfahrungen aus der Fülle von casuistischem Material in allen klinischen Branchen und Spezialitäten zu schöpfen. Wir treffen ihn unter Anderm als einen besonders eifrigen Besucher der damals noch im höchsten Flor und wissenschaftlichen Ansehen gestandenen ambulatorischen Augenklinik von Dr. Desmarres in Paris, der dessen gewandten, anstelligen und doch ruhigen Wesens bald gewahr wurde, bei verschiedenen operativen Anlässen, wo er mehrerer Assistenz bedurfte, ihn zu Ehren zog und ihm schliesslich die nicht unwillkommene Gelegenheit verschaffte, als improvisirter Leibarzt eines spanischen Granden diesen letzteren nach Kissingen zu begleiten, wo er sich während eines mehrwöchentlichen Kuraufenthaltes auf's *praktische Berufsleben* vorbereiten und stärken konnte. Weitergehende Offerten seines vornehmen Patienten ausschlagend, kehrte er von dort in seine Vaterstadt zurück, voll Muth und Hoffnungsfreudigkeit, wie alle jungen Mediziner, welche, gewöhnt an das reiche, tagtäglich sich erneuernde Beobachtungsmaterial grosser klinischer Institute, die vielen kleinen und grossen Schwierigkeiten, welche sich dem angehenden Praktiker entgegenthürmen, nur vom Hörensagen kennen, ohne an deren Realität zu glauben. Aber auch für ihn, den kenntnissreichen, umgangsgewandten und mit noch mancherlei andern persönlichen Vorzügen ausgestatteten jungen Mann blieb jene Enttäuschung nicht aus. Und

wenn in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität Alles dutzendmal schneller marschirt und rotirt als wie früher, so geht es nun einmal mit dem Emporkommen des jungen Arztes gemeiniglich noch im alten bedächtlichen Tempo, zumal in den Brennpunkten jener elementären Kräfte — in den Städten.

Das musste auch unser verstorbene Freund, der im Bewusstsein eigener Kraft, gepaart mit Bescheidenheit, zeitlebens jede Protektion eher verschmäht als gesucht hat, in den ersten Jahren seiner ärztlichen Berufsausübung empfindlich genug erfahren. — Und doch konnte nach einer so gewissenhaften fleissigen Saat von Studien die wohlverdiente Ernte schliesslich nicht ausbleiben. Allmählig zogen sich denn auch um einen erst engern, aber um so solidern Kern dankbarer Patienten, welche sein gründliches, vielseitiges Wissen, seine geschickte Hand und sein aufopferndes, humanes Wesen zu würdigen Gelegenheit fanden, von Jahr zu Jahr wachsende Kreise von Hülfbedürftigen, zumal auch von Seite der Armen, deren Zutrauen er seinerseits mit einer ohne Unterschied der Person sich gleich bleibenden Aufmerksamkeit und uneigennütziger Berufstreue erwiderte, bis er schliesslich in den letzten Jahren seines so frühzeitig beschlossenen Lebens jene vielseitige Anerkennung gefunden hat, die seinem redlichen und unverdrossenen Ringen gebührte.

Wie in andern Dingen, so verläugnete sich die bestimmte, nach Klarheit und Objektivität strebende Denkweise des Verewigten auch am *Krankenbette* nicht. Er examinierte und diagnostizierte gewissenhaft und gründlich und verliess sich nicht auf den sogenannten „praktischen Blick“, jenes Auskunftsmittel der Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit, das bekanntlich hier wie anderswo arg trügen kann. Er zog ein langsames, dafür aber wohlmotivirtes Urtheil einem schnellen und deswegen leicht übereilten Ausspruch vor. Sein ganzes ärztliches Denken und Handeln war überhaupt ein durchaus reelles, wahres und

einfaches, ohne Prunk und ohne Beimischung von Charlatanerie.

In Sachen politischer Ueberzeugung zu allen Zeiten ein erklärter Gegner jeglichen Meinungszwanges von rechts oder links, hielt er auch in ärztlichen Dingen grosse Stücke auf eigenes freies Denken, bekämpfte somit auch den blinden Autoritätsglauben und übte gegenüber Befangenheiten dieser Art freimüthige Kritik. Allerdings setzte er sich mit seiner selbstständigen Denkweise nicht selten in schroffen Widerspruch mit herrschenden oder hergebrachten Anschauungsweisen, anscheinend sogar mit seinen eigenen, eher konservativen Grundsätzen. Dies gilt namentlich auch von der Stellung, die der Verewigte kurze Zeit vor seinem Ableben in der seit einigen Jahren wieder lebhafter ventilirten und besonders auch im Schoosse des kantonalärztlichen Vereins frisch aufgetauchten Streitfrage, betreffend „*Freigebung der ärztlichen Praxis*“ eingenommen hat. Zum Referenten für diese Kontroverse bestellt, entledigte er sich dieser Aufgabe in der Hauptversammlung zu Gossau im Herbst 1869 in einer Weise, die von gründlichem Studium der einschlägigen Literatur, von persönlicher Kenntniss der tatsächlichen Verhältnisse und reiflichem eigenem Nachdenken zeugte. Er kam in Folge dessen dazu, die obschwebende Frage mit aller Entschiedenheit zu bejahen, und so schloss denn sein Referat mit folgenden, fast prophetisch klingenden Worten:

„Wir dürfen daher auch in der Schweiz diese Angelegenheit nicht mehr ausser Augen lassen, und es wird der Augenblick nicht mehr ferne sein, wo auch bei uns die Freigebung der ärztlichen Praxis durchgeführt werden muss. Sie wird weder zum Schaden des ärztlichen Standes noch der Bevölkerung gereichen — wohl aber ein weiterer Schritt in der freiheitlichen Entwicklung der Menschheit sein.“ — Wohl mögen Viele nicht wenig erstaunt sein, ihn, den Mann der strengen

wenn in unserem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität Alles dutzendmal schneller marschirt und rotirt als wie früher, so geht es nun einmal mit dem Emporkommen des jungen Arztes gemeiniglich noch im alten bedächtlichen Tempo, zumal in den Brennpunkten jener elementären Kräfte — in den Städten.

Das musste auch unser verstorbene Freund, der im Bewusstsein eigener Kraft, gepaart mit Bescheidenheit, zeitlebens jede Protektion eher verschmäht als gesucht hat, in den ersten Jahren seiner ärztlichen Berufsausübung empfindlich genug erfahren. — Und doch konnte nach einer so gewissenhaften fleissigen Saat von Studien die wohlverdiente Ernte schliesslich nicht ausbleiben. Allmählig zogen sich denn auch um einen erst engern, aber um so solidern Kern dankbarer Patienten, welche sein gründliches, vielseitiges Wissen, seine geschickte Hand und sein aufopferndes, humanes Wesen zu würdigen Gelegenheit fanden, von Jahr zu Jahr wachsende Kreise von Hilfsbedürftigen, zumal auch von Seite der Armen, deren Zutrauen er seinerseits mit einer ohne Unterschied der Person sich gleich bleibenden Aufmerksamkeit und uneigennütziger Berufstreue erwiderte, bis er schliesslich in den letzten Jahren seines so frühzeitig beschlossenen Lebens jene vielseitige Anerkennung gefunden hat, die seinem redlichen und unverdrossenen Ringen gebührte.

Wie in andern Dingen, so verläugnete sich die bestimmte, nach Klarheit und Objektivität strebende Denkweise des Verewigten auch am *Krankenbette* nicht. Er examinierte und diagnostizierte gewissenhaft und gründlich und verliess sich nicht auf den sogenannten „praktischen Blick“, jenes Auskunftsmittel der Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit, das bekanntlich hier wie anderswo arg trügen kann. Er zog ein langsames, dafür aber wohlmotivirtes Urtheil einem schnellen und deswegen leicht übereilten Ausspruch vor. Sein ganzes ärztliches Denken und Handeln war überhaupt ein durchaus reelles, wahres und

einfaches, ohne Prunk und ohne Beimischung von Charlatanerie.

In Sachen politischer Ueberzeugung zu allen Zeiten ein erklärter Gegner jeglichen Meinungszwanges von rechts oder links, hielt er auch in ärztlichen Dingen grosse Stücke auf eigenes freies Denken, bekämpfte somit auch den blinden Autoritätsglauben und übte gegenüber Befangenheiten dieser Art freimüthige Kritik. Allerdings setzte er sich mit seiner selbstständigen Denkweise nicht selten in schroffen Widerspruch mit herrschenden oder hergebrachten Anschauungsweisen, anscheinend sogar mit seinen eigenen, eher konservativen Grundsätzen. Dies gilt namentlich auch von der Stellung, die der Verewigte kurze Zeit vor seinem Ableben in der seit einigen Jahren wieder lebhafter ventilirten und besonders auch im Schoosse des kantonalärztlichen Vereins frisch aufgetauchten Streitfrage, betreffend „*Freigebung der ärztlichen Praxis*“ eingenommen hat. Zum Referenten für diese Kontroverse bestellt, entledigte er sich dieser Aufgabe in der Hauptversammlung zu Gossau im Herbst 1869 in einer Weise, die von gründlichem Studium der einschlägigen Literatur, von persönlicher Kenntniss der tatsächlichen Verhältnisse und reiflichem eigenem Nachdenken zeugte. Er kam in Folge dessen dazu, die obschwebende Frage mit aller Entschiedenheit zu bejahen, und so schloss denn sein Referat mit folgenden, fast prophetisch klingenden Worten:

„Wir dürfen daher auch in der Schweiz diese Angelegenheit nicht mehr ausser Augen lassen, und es wird der Augenblick nicht mehr ferne sein, wo auch bei uns die Freigebung der ärztlichen Praxis durchgeführt werden muss. Sie wird weder zum Schaden des ärztlichen Standes noch der Bevölkerung gereichen — wohl aber ein weiterer Schritt in der freiheitlichen Entwicklung der Menschheit sein.“ — Wohl mögen Viele nicht wenig erstaunt sein, ihn, den Mann der strengen

Und nun noch einen Blick in dasjenige Blatt seiner Lebensgeschichte, auf welcher wir sein ganzes Wesen als Mensch, Gatte und Vater entfaltet finden. Seit dem Frühjahr 1860 verehelicht mit einer Tochter des gleichfalls viel zu früh verbliebenen Reg.-Raths Dr. Eduard Erpf von St. Gallen, genoss er an ihrer Seite 10 Jahre eines durch gegenseitiges Verständniss und innige Zuneigung zur vollsten Harmonie erhobenen *Familienlebens*, in dessen sonniges Bild nur die beidseitig sich fortschleichende Ahnung einer baldigen Trennung ihre düstern Schatten warf. So kam es denn auch. Nachdem ihm ausser seinen Eltern noch sechs ältere Geschwister und sein erstgebornes, 1 Jahr altes Söhnchen in Folge von Tuberkulose im Tode vorangegangen waren, und er selbst seit seinen Studienjahren zeitweise an verdächtigen Brustsymptomen gelitten hatte, welche ihm manchen

Und nun noch einen Blick in dasjenige Blatt seiner Lebensgeschichte, auf welcher wir sein ganzes Wesen als Mensch, Gatte und Vater entfaltet finden. Seit dem Frühjahr 1860 verehelicht mit einer Tochter des gleichfalls viel zu früh verbliebenen Reg.-Raths Dr. Eduard Erpf von St. Gallen, genoss er an ihrer Seite 10 Jahre eines durch gegenseitiges Verständniss und innige Zuneigung zur vollsten Harmonie erhobenen *Familienlebens*, in dessen sonniges Bild nur die beidseitig sich fortschleichende Ahnung einer baldigen Trennung ihre düstern Schatten warf. So kam es denn auch. Nachdem ihm ausser seinen Eltern noch sechs ältere Geschwister und sein erstgebornes, 1 Jahr altes Söhnchen in Folge von Tuberkulose im Tode vorangegangen waren, und er selbst seit seinen Studienjahren zeitweise an verdächtigen Brustsymptomen gelitten hatte, welche ihm manchen

trüben Augenblick bereiteten, brachte der Herbst 1869 diesen gefürchteten Krankheitsprozess auch bei ihm in einer Weise zum Ausbruch, dass über dessen Natur und Existenz und die damit selbstverständlich verbundene Gefahr kein Zweifel mehr walten konnte. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Gersau brachte nur vorübergehende Erleichterung. Noch hat der Verewigte über die rauheste Periode des nachfolgenden Winters unentwegt in privater sowohl als amtlicher Stellung fortgewirkt, bis er Anfangs März 1870, zurückgekehrt von einer achttägigen Sitzung der militärärztlichen Kommission des 3. Militärbezirks, deren Präsidium er bekleidete, buchstäblich nicht mehr gehen konnte und ausser den von seiner Lungenaffektion herrührenden Leiden von einer qualvollen Nekrose des Unterkiefers heimgesucht wurde, zu welch' Allem sich nachträglich noch die so häufig vorkommende Komplikation von Seiten des Kehlkopfs hinzugesellte. Von jenem Moment an wurde ihm die Bethätigung ausser dem Hause zur Unmöglichkeit, und er musste sich darauf beschränken, den gleichwohl fort und fort noch mit unermüdlicher Pietät an ihm hangenden ambulatorischen Kranken Rath und Hülfe bei sich zu spenden. Bei all' seinen körperlichen Leiden behielt er gleichwohl seine geistige Frische und sein reges Interesse für Alles, was bei Hause, im städtischen Leben und in der grossen Welt draussen vorging, bis auf die letzte Zeit seines Lebens.

Getragen durch die liebevolle Pflege und Theilnahme seiner treuen Lebensgefährtin, sowie durch die aufmunternden Worte seiner ärztlichen Freunde und Rathgeber, glaubte er den Tod noch nicht so nahe, ja hoffte er sogar noch immer auf bessere Tage. Den 10. September, Abends 11 Uhr, aber fanden seine Leiden ihr Ziel, und so schied denn mit ihm — noch nicht 40 Jahre alt, in der Blüthenperiode des Mannesalters, mitten heraus aus einer in schönster Entfaltung begriffenen Wirksamkeit und tief

betrauert von einer ihm auf's Innigste ergebenden Gattin und drei noch in zarterm Kindesalter befindlichen hoffnungsvollen Töchterchen — ein Menschenleben dahin, das in seinen Aeusserungen in Amt und Beruf, in Familie und Freundeskreisen ein jederzeit pflichttreues, nobles und herzliches gewesen ist.

Darum Ehre seinem Andenken !

Dr. H. Rheiner.